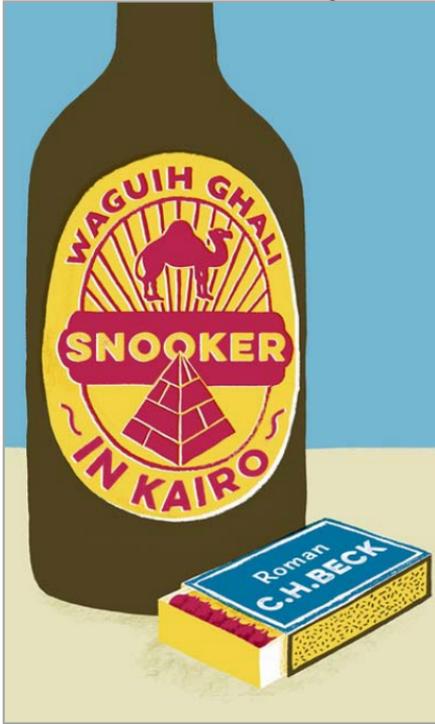


Unverkäufliche Leseprobe



**Waguih Ghali
Snooker in Kairo**

2018. 256 S.
Broschiert.
ISBN 978-3-406-71902-8

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/3309>

Waguih Ghali

SNOOKER IN KAIRO

Waguih Ghali

SNOOKER IN KAIRO

ROMAN

Aus dem Englischen
von Maria Hummitzsch

Mit einer Einführung
von Diana Athill

C.H.BECK

Einführung von Diana Athill

An einem Sommerabend im Jahr 1963 lief ich mit besonderem Vergnügen ins Erdgeschoss, um die Haustür zu öffnen. Die Abendgesellschaft galt eigentlich einem amerikanischen Paar, das gerade in London Halt machte, aber insgeheim freute ich mich auf einen anderen Mann, den ich noch nie gesehen hatte. Er war unerwartet in London aufgetaucht, und als er anrief, dachte ich: «Ein Glück, dass ich eine Party gebe; da kann ich ihn gut einladen, ohne dass unser erstes Treffen einen seltsamen Anstrich bekommt.»

Ich wollte ihn kennenlernen, weil ich sein Buch sehr gut fand. Mir war aufgefallen, dass er darin oft so komisch war, nicht weil er um jeden Preis unterhaltsam sein wollte, sondern weil er selbst von der Komik der beschriebenen Situationen bezaubert war. Einen bestimmten Vorfall, eine Gruppe oder eine Marotte festzuhalten, und zwar richtig festzuhalten – das hatte ihm Spaß gemacht und nicht, «sich künstlerisch Ausdruck zu verschaffen». Bücher, die so geschrieben werden, sind nicht unbedingt große Bücher, aber so wurden die großen Bücher geschrieben, die ich am liebsten lese. Sie sind echt.

Wir hatten uns in Briefen angeregt über sein Schreiben

ausgetauscht, und andere Menschen hatten mir von ihm erzählt. Er war ein Ägypter, dem man den Pass entzogen hatte, weil er Kommunist war, und er hatte jahrelang als Exilant in Deutschland gelebt. Er hasste das Land. Bettelarm schlug er sich als Fabrik- und Hafendarbeiter durch. Seinem Roman war zu entnehmen, wie seine Kindheit und Jugend ausgesehen hatten und dass die Entbehrungen des Exils eine dramatische Wende in seinem Leben bedeuteten. Ein deutscher Bekannter hatte ihm «ein bescheidenes, sanftes und gazellenartiges Wesen» attestiert, was zu der Persönlichkeit passte, die man beim Lesen seiner Schriften vor sich sah. Ich hatte eine Schwäche für unterdrückte Ausländer, und ein unterdrückter Ausländer, der ein gazellenartiges Wesen hatte, seine Misere abtat und die Dinge mit dem Humor und Durchblick betrachtete, wie sie sich in seinem Buch niederschlugen, musste mir einfach sympathisch sein. Er sollte mehr als nur ein interessanter neuer Bekannter sein. Er sollte ein Freund werden.

Ich fühlte mich beschwingt, als ich an jenem Abend ins Bett ging. In den besten Jahren schließt man noch jede Menge Bekanntschaften, bekommt aber nur noch selten die Gelegenheit, einen neuen Menschen so ins eigene Leben einzubinden, wie man das in der Jugend tut. Genau das war an diesem Abend geschehen.

Er hieß Waguih Ghali, aber ich nannte ihn Didi. Das war unpassend, aber das galt auch für den Spitznamen seiner Familie. Er hatte festgefügte Vorstellungen von etwas, das er «Aristokratie» nannte und womit er die wesentlichen Elemente von Kultiviertheit meinte, ob nun ererbt oder «natürlich», und allen Widrigkeiten zum Trotz verstand er sich auf die Kunst der Eleganz. Es fiel ihm leicht,

gut gekleidet aufzutreten. Er besaß zwei Anzüge, einen dunkelblauen und einen dezent karierten grauen, beide mit konservativem Schnitt.

Ob er nun einen seiner Anzüge trug oder nicht, er schaffte es immer, gut auszusehen. Seine Gestik und sein Auftreten waren von natürlicher Eleganz, und seine Umgangsformen entsprachen seinem Erscheinungsbild: eine ernsthafte, förmliche Liebenswürdigkeit, manchmal eine Spur outriert, aber ungemein einnehmend, oder eine spontane und offene Heiterkeit. Man kannte Didi erst richtig, wenn man verstand, wie tief und aufrichtig seine Liebesfähigkeit war, und niemand konnte eine Viertelstunde mit ihm im selben Raum verbringen, ohne zu spüren, wie hochsensibel sein Stolz war.

Didi hatte wenige, aber tief greifende literarische Leidenschaften, weil er für Geringes keine Geduld aufbrachte. Seine Lieblingsschriftsteller waren Céline und die Russen, besonders Tschechow, den er immer wieder mit endlosem Vergnügen las. («Wenn ich mich manchmal frage: ‹Warum bin ich auf der Welt?›, antworte ich mir: ‹Um Tschechow zu lesen›.») Er verlangte von Literatur Wahrheit. Er misstraute Wohlgeformtem, Poliertem, Geflunkertem, wobei sprachliche Virtuosität ihn begeisterte (er liebte Nabokov). Vielleicht konnte er literarische Qualitäten manchmal nicht sehen, weil sie mit Elementen einhergingen, denen er misstraute (wenn ich das sage, sind das aber vielleicht auch meine eigenen Ressentiments, denn meine Texte mochte er nicht), aber er fiel nie auf Talmi herein, und was sein eigenes Schreiben anging, wollte er immer über die Raffiniertheit hinaus zur Wahrheit vordringen.

Ich erinnere mich an unseren brieflichen Austausch

über sein Buch. Er wusste immer ganz genau, was er wollte, und konnte es begründen. Er akzeptierte bereitwillig Änderungsvorschläge, die sein Englisch betrafen, das nicht seine Muttersprache war, aber wenn sie auch nur ein Jota des von ihm Gemeinten veränderten, blieb er unnachgiebig. Jeder einzelne Satz seiner scheinbar so beiläufigen Prosa war abgewogen und durchdacht.

Didi war ein Hamsterer. Er bewahrte zahllose Entwürfe von allem auf, was er schrieb, sämtliche Briefe, die er bekam, und manchmal – wenn er besonders zufrieden mit ihnen war – sogar Durchschläge seiner eigenen Briefe. Er wusste, dass er als Schriftsteller nur ein Thema hatte, sich selbst, und sein Leben war für ihn Rohmaterial für ein literarisches Werk, für das er mit seinem Roman nur erst einen Grundstein gelegt hatte. Beim Hamstern seines Materials schummelte er nicht: Schmerzhaftes bewahrte er genauso auf wie Angenehmes.

Fünf Jahre nach unserer ersten Begegnung brachte sich Didi in meiner Wohnung um. Er schluckte sechsundzwanzig Schlaftabletten und rief dann einen Freund an. Die häufigsten Reaktionen darauf sind (seitens der Liebenden) das Entsetzen darüber, dass ihn im letzten Augenblick Panik überkam, und (seitens der Wissenden) die Schlussfolgerung, dass er eigentlich nicht sterben wollte. Ich halte beide Reaktionen für falsch. Nach dem Brief zu urteilen, den er mir hinterließ, und nach dem, was der Freund, den er anrief, über seine Ausdrucksweise sagte, brauchte er wohl einen Zeugen. Es ist schlimm genug, einfach vor Trauer zusammenzubrechen, wenn man allein ist; wenn andere Menschen nicht begreifen, was geschehen ist, macht das die eigenen Tränen schnell lächerlich. Wie viel

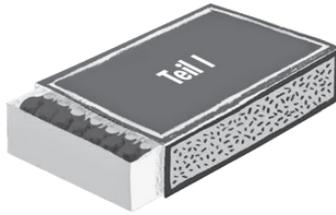
schlimmer wäre es gewesen, wenn er «die einzige authentische Tat in meinem ganzen Leben», wie er sie nannte, in einem Vakuum vollzogen hätte. «Eine schreckliche Enttäuschung»: Das schrieb er in seinem Abschiedsbrief. Ja, es ist schrecklich, wenn man sich an etwas so Bedeutendes wie den Tod von eigener Hand macht, ohne dass jemand davon weiß. Er griff zum Telefon, damit die Tat wirklich wurde. Ich glaube, er hat sich gesagt, dass dieses Buch und seine Entscheidung für den Freitod das Einzige in seinem Leben waren, das ganz dem Mann gehörte, als der er erscheinen konnte und der er unter anderen Umständen vielleicht auch gewesen wäre.

Ich kann nur selten richtig trauern. Meistens ist ein Zuschauer dabei, registriert Unpassendes, beobachtet Unerwartetes, wundert sich über Seltsames. Um Didi habe ich richtig getrauert, aber nicht, als es am meisten danach aussah, als sie ihn nämlich ins Grab hinabließen und ich weinte. Als ich außerstande war, ans offene Grab zu treten, die Tränen mir über das Gesicht liefen und ich so schluchzte, dass ich die Zähne zusammenbeißen musste, weil ich sonst aufgeheult hätte, da stieß mir das eher zu, als dass ich etwas getan hätte.

Das Trauern fand vorher statt, nicht in Form emotionaler Krämpfe und Zuckungen, sondern als ein langer starrer Blick auf das Unerträgliche, nachdem ich das Tagebuch, das er mir hinterließ, von Anfang bis Ende durchgelesen hatte. Unerträglich war nicht, dass er sich umbrachte. Unerträglich war, dass es die richtige Entscheidung gewesen war – dass er keine Alternative gehabt hatte. Unerträglich war, dass man diesen Mann in seiner wehrlosen Kindheit so verkrüppelt hatte, dass er sich selbst in einem

genauen und buchstäblichen Sinne nicht mehr hatte ertragen können. Er hatte versucht, sich zu ändern. Sein ganzes Erwachsenenleben lang hatte das, was er seine «geistige Gesundheit» nannte, aus den Kulissen das beobachtet, was er seine «emotionale Unzurechnungsfähigkeit» nannte – beobachtet und vergeblich beurteilt. Seine Intelligenz und seine Gaben – für ihn wertlos. Die Geduld anderer Menschen, ihre Güte und Zuneigung, ihr Verständnis – für ihn wertlos. Liebe? Zu spät und genauso wertlos. Ich für meinen Teil hätte Didi mehr und besser lieben können, aber dann hätte er nur noch mehr Liebe erfahren, an die er nicht geglaubt hätte. Im Kern seines Wesens, in den Fasern seines Seins war er überzeugt davon, keine Liebe verdient zu haben. Wer keine Liebe verdient hat, muss bestraft werden; und das konnte er nur dadurch sicherstellen, dass er sich bis zu dem Punkt trieb, an dem er sich selbst bestrafen musste. Ermordet zu werden, wäre ein einfacheres und weniger trauriges Los gewesen.

Diana Athill war Waguih Ghalis Lektorin bei Andre Deutsch, als Snooker in Kairo erstveröffentlicht wurde. Diese Einführung ist ein Auszug aus dem Buch über ihre Freundschaft, After a Funeral (Granta Books).



Wir trachten lieber danach,
irgendwelche
phänomenalen Allgemeinmenschen zu sein.

Dostojewskij

Ich sah meiner Tante dabei zu, wie sie Papiere unterschrieb. Vor ihr ein akkurat angeordneter Stapel von mindestens dreihundert Blättern, hinter ihr ihr Sekretär, der ein Blatt nach dem anderen nahm, kaum dass es unterschrieben war, und die unterschriebenen Blätter zu einem zweiten akkuraten Stapel anordnete. Zwischen zwei Unterschriften schaute sie kurz zu mir auf. Ich hatte sie wohl gestört.

Mit jeder Unterschrift verschenkte sie drei Acre Land, und ein Acre Land ist bei uns viel Geld. Am nächsten Tag würde ihr Name in den Zeitungen stehen, weil sie sich den Armen gegenüber so gütig und großzügig zeigte. Und das sollte er auch, wenn sie das alles verschenkte.

Ich hatte eine Zigarette, aber keine Streichhölzer. Darum versuchte ich, den Sekretär darauf aufmerksam zu

machen, indem ich sie mir in den Mund steckte. Ich wartete, war guter Hoffnung. Ich beschloss abzuwarten, bis meine Tante einen weiteren Paken im Wert von zehntausend Pfund unterschrieben hatte, und erst dann nach einem Streichholz zu fragen. Eins ... zwei ... drei ... vier ... ungefähr fünftausend Pfund; fünf ... sechs ... sieben ... «Hassan Effendi, hätten Sie vielleicht Feuer?»

Sie hörte mich nicht; Hassan Effendi ebenso wenig. Er schaute sich nicht einmal um. Dort auf dem Tisch stand ein Feuerzeug, ein großes silbernes Ronson – Aladins Wunderlampe. Ich schob mich näher heran. Ein Schritt noch und ich war da. Im nächsten Augenblick hielt ich es in der Hand. Tick, tick. Es funktionierte nicht. Mit gesenkter Stimme sagte sie etwas zu Hassan Effendi, der in die Hosentasche fasste und mir eine brandneue Schachtel Streichhölzer gab.

Ich schaute zur Uhr. Zwanzig nach neun. Noch zehn Minuten, und ich wäre seit eineinhalb Stunden da. Ich rauchte. Der Stapel der unterschriebenen Papiere nahm zu, der andere Stapel nahm ab. Noch an die fünfzig, schätzte ich. Sie muss erschöpft sein, die arme Frau, tausend Papiere am Tag, und das nun schon den dritten Tag in Folge. Sie tat mir leid; eine Frau, die sich um zehntausend Acre Land kümmern musste – wie gut, dass ihr das Regime nun nur noch zweihundert erlaubte. Mir fiel ein, wie sie mir damals, in Europa, einmal einen Fünfpfund-Schein geschenkt hatte.

Dann kam Marie herein. Marie ist eine gute Seele, eine gute Freundin der Familie: hilft hier und da bei Empfängen aus, ist immer zur Stelle, wenn jemand krank ist, hat jeden Geburtstag im Kopf. Sie weiß nicht, wann ich Ge-

burtstag habe oder meine Mutter, allerdings haben wir es ihr auch nie gesagt.

«Hallo, Ram», sagte sie und setzte sich neben mich, «was machst du hier?»

«Will mir Geld leihen.»

Sie sagte nichts. Sie selbst hatte auch Geld, und in einer Situation wie meiner spricht man am besten freiheraus, vor allem denen gegenüber, die Geld haben. Es gibt ihnen ein gutes Gefühl und so, außerdem weiß man ja nie.

Marie tat mir leid. Sie will nur zu gern mit mir sprechen, um mir zu sagen, wie sehr sie hofft, dass ich das Geld bekomme, und um mich zu fragen, wozu ich es brauche – diese Frage interessiert sie besonders. Aber sie befindet sich in einer heiklen Lage. Vor zwei Tagen hat sie sich einen neuen Cadillac gekauft; jetzt über Geld zu sprechen wäre taktlos. Lächelnd schaute ich sie an.

«Wie geht es deiner Mutter?», fragte sie.

«Sie ist sehr krank», log ich.

Das würde sie für mindestens zehn Minuten zum Schweigen bringen. Mein Interesse galt ohnehin meiner mit Unterschriften beschäftigten Tante. Ich sah es so: Wenn sie Land im Wert von einer Million Pfund an irgendwelche Leute verschenkte, würde sie mir wohl auch eintausend Pfund geben. Vor allem, wenn ich andeutete, dass ich mit einer solchen Summe aus Ägypten weggehen würde.

Ich schaute zu meiner Tante, dann zur Uhr und schließlich zu Marie.

«Hallo, Marie», sagte ich. «Du-siehst-blendend-aus-wie-ist-dein-neues-Auto?»

Fast zärtlich sah sie mich an. «Wie aufmerksam von

dir, mein Lieber. Es ist gar nicht schlecht. Das andere hat zu viel Benzin verbraucht, das konnte ich mir einfach nicht leisten. Ich musste mir ein neues kaufen.»

Plötzlich Bewegung am Schreibtisch. Das Geschäftliche war für heute beendet.

«*Tiens*», sagte meine Tante. «Ich habe dich gar nicht kommen hören, Marie. *Ouf!* All diese Unterschriften, es reicht. Sie müssen auch erschöpft sein, Hassan Effendi. Aber es ist das Mindeste, was wir für die Fellachen tun können, diese armen Teufel.» Das war gut. Ich bemühte mich, so fellachenhaft auszusehen wie nur möglich.

«Warte kurz, liebe Marie, ich bin gleich wieder da.» Meine Tante ging hinaus, gefolgt von Hassan Effendi, der tausend Blatt Papier im Wert von einer Million auf dem Arm trug oder vielleicht nicht ganz einer Million, weil sie das Land günstig verkaufte, der Regierung gegenüber aber vorgab, es den Armen zu schenken.

«Hallo, hallo, Marie», sagte ich erneut.

«Erzähl doch mal», sagte sie, «bist du ins Geschäftsleben eingestiegen?»

Ich erzählte ihr, dass ich gerade eine ganz neue Methode entdeckt hätte, mit der sich die Fellachen ausbeuten ließen. Nun bräuchte ich nur noch Kapital.

«Schätzchen, über solche Sachen macht man keine Witze», sagte sie.

Meine Tante kam zurück und sagte, dass der Brotpreis um einen halben Piaster gestiegen sei. Darüber waren sie beide sehr bekümmert, denn Brot kauften sie jeden Tag. Ich versuchte, mich als möglichst hilfreich zu erweisen, und erzählte ihnen von einem mir bekannten Bäcker, der Brot en gros und nach Gewicht verkaufte. Dann erzählte

ich ihnen noch, wie man altes Brot aufbacken kann, verhaspelte mich aber bei dem Versuch, den Preis für das Gas des Ofens von dem Geld abzuziehen, das sie mit dem Aufbacken des alten Brotes einsparen würden. Fast hätte ich ihnen auch erzählt, wie man in Abbasia von der Tram springen und so das Geld für den Fahrschein sparen kann, überlegte es mir dann aber anders. Ich verließ für einen Augenblick das Zimmer und presste mein Ohr an das Schlüsselloch.

«Pass bloß auf», sagte Marie zu meiner Tante, «er ist nur hier, weil er sich Geld von dir leihen will.»

«Ich weiß, meine Liebe. Darum habe ich dich angerufen. Solange du da bist, wird er es nicht wagen, mich darum zu bitten.»

Vom Haus meiner Tante ging ich zum Groppi's, wo ich Whisky trank und Erdnüsse aß, die vornehmen Gäste betrachtete und froh war, dass meine Tante sich geweigert hatte, mir das Geld zu geben. Gefragt hatte ich sie nur, um mein Gewissen zu beruhigen. Aus irgendeinem Grund hatte ich das tun müssen, es aber immer wieder aufgeschoben. Kurz darauf kamen Omar und Jameel, dann Yehia, Fawzi und Ismail. Das Groppi's ist einer der schönsten Orte, um Whisky zu trinken. Die Bar befindet sich im Garten unter einem riesigen Baum, und hinter dem Tresen steht ein gut aussehender schwarzer Barkeeper, der sieben Sprachen spricht. Wir teilten uns eine Flasche Whisky, und ich sah zu, wie sich die anderen darum stritten, wer sie bezahlte. Yehia zahlte, dann gingen wir geschlossen hinaus. Jeder von ihnen besitzt einen eigenen Wagen.

Vormittags langweile ich mich immer ein bisschen,

weil sie entweder alle in der Universität sind oder arbeiten müssen. Manchmal gehe ich in den Snooker-Club, um eine Runde mit Jameel zu spielen. Ihn trifft man immer dort an – genau genommen gehört ihm der Laden. Wenn Font nicht wäre, würde ich öfter hingehen. Wenn ich mir mal wieder Vorwürfe mache, zu viel zu trinken, sage ich mir, dass es Font ist, der mich in den Suff treibt. «Font», habe ich ihn einmal gefragt, «was soll ich tun, los, sag schon.»

«Du sollst abhauen, du Penner», antwortete er. Also bin ich ins Groppi's und habe wieder Whisky getrunken. Genau so läuft das, obwohl ich natürlich immer noch *The New Statesman* und *The Guardian* lese und meine Ausgabe der *Tribune* vielleicht die einzige ist, die man in Ägypten kriegen kann.

«Font», sagte ich ein anderes Mal, als ich ordentlich einen in der Krone hatte und guter Dinge war. «Font», sagte ich, «du bist so ziemlich der einzige *angry young man* in ganz Ägypten.» Und dann lachte ich. Ich fand mich sehr witzig.

«Verzieh dich», war seine Antwort. «Verzieh dich und lass dich weiter von diesen Parasiten durchfüttern.»

Ich hatte dafür gesorgt, dass Font im Snooker-Club arbeitete. Als ich zu Jameel sagte, dass es die einzige Möglichkeit sei, Font von der Straße zu holen, hielt er es für einen Scherz. Ich musste sogar mit ihm nach Sharia-el-Sakia fahren, damit er Font mit seiner Gemüsekarre sah. Jameel war schockiert, einen seiner alten Schulfreunde auf der Straße zu sehen. Und ich konnte ihn nur mit Mühe davon abhalten, Font so viel Geld anzubieten, dass dieser damit gleich den ganzen Rest seines Lebens hätte bestrei-

ten können. Font hätte Jameel nur bespuckt und mir wahrscheinlich eine reingehauen.

Da war er damals also und verkaufte Gurken. Ausgerechnet Gurken. Natürlich verstand ich das. Er war Jimmy Porter. Wir hatten das Stück zusammen in London gesehen, und da war er nun, hatte einen Abschluss in der Tasche und verkaufte Gurken. Da standen auch noch andere Gemüsekarren; Salatköpfe, Zwiebeln, Sonnenblumenkerne, Bohnen. Wir hielten mit dem Wagen direkt vor Fonts Karren und sahen ihn an.

«Zieht Leine», sagte er.

Ich wolle Gurken kaufen, sagte ich, würde ihm aber mit dem Abwiegen nicht trauen.

«Verswinde», rief er. «Ich schlag dir deine miese Visage ein, wenn du nicht verschwindest.» (Das ist typisch Font. Bei den anderen Jungs macht er einen auf sarkastisch, aber bei mir rastet er aus.) Jameel erzählte ihm, dass er jemanden für den Snooker-Club bräuchte.

«Doch nicht Font, dieser Snob», sagte ich. «Der würde doch nie irgendwo arbeiten, wo ihm seine alten Schulfreunde begegnen könnten.»

«Glaubst du, ihr Idioten interessiert mich auch nur die Bohne?», brüllte Font. Jameel ist ein ruhiger Zeitgenosse und sagte, dass er wirklich jemanden bräuchte. Wäre ich nicht dabei gewesen, hätte Font vielleicht zugesagt, aber so starrte er mich stattdessen mit seinem «du mieser Verräter»-Blick an.

«Font», fragte ich auf Englisch, «was halten eigentlich die anderen Gemüsefritzen hier von Virginia Woolf?»

Die Falle schnappte zu, und er antwortete auf Englisch.

«Machst du dich über sie lustig? Die hätten nie zur

Schule gehen können, selbst wenn sie gewollt hätten, du Penner. Und hat dieser Parasit da neben dir je ein Buch in der Hand gehabt? Er hat zwar viel Geld, ist aber trotzdem ein dummes, fettes Schwein.»

Jameel ist so gutmütig, dass es ihm nicht das Geringste ausmacht, ein dummes, fettes Schwein genannt zu werden. Aber inzwischen waren die anderen Straßenhändler näher gekommen. Font, der in arabischer Kleidung hinter seinem Gemüsekarren saß und Englisch sprach, machte sie neugierig. «Was soll das? Was soll das?», fragten sie.

«Er ist ein Spion», erzählte ich ihnen, und sofort hagelte es Drohungen. «Dem werden wir's zeigen, diesem Schweinehund!», riefen sie. Font kochte vor Wut. Wir zerrten ihn in den Wagen und rasten davon.

Kurz darauf musste ich aus dem Wagen fliehen, um Fonts Zorn zu entkommen, aber eine Woche darauf fegte er mit dem *Literary Supplement* die Snooker-Tische sauber.

Vom Groppi's aus ging ich zum Snooker-Club. Es ist ein riesiger Laden mit dicken Teppichen zwischen den Tischen, einer gemütlichen Bar und tiefen Ledersesseln. Der Club besticht durch seinen unaufdringlichen Luxus, und man spürt sofort, dass schlechte Manieren hier ein Sakrileg wären. Als Jameels Vater seinen Sohn nicht zu höherer Bildung drängte, sondern die Snooker-Leidenschaft des Jungen akzeptierte, ließ er diesen Club für ihn bauen, der sich als wahre Goldgrube erwies. Jameels Vater ist ein seltsamer Mann. Erstaunlicherweise ist er ein strammer Sozialist, und zwar ein echter. Keiner dieser reichen «Liberalen» oder wohlhabenden *Nation*-Leser, nein, er setzt seine Überzeugungen in die Tat um, und König Farouks Männer

haben ihn schon einmal eingesperrt. Der große und schlanke Mann mit französischer Bildung, der Leserbriefe an *L'Express* in Frankreich schreibt, kommt oft auf ein Spiel vorbei. Ich mag Dr. Hamza; eigentlich wäre ich gern wie er: gut gekleidet, auf dezente Weise vornehm und wegen sozialistischer Ansichten schon einmal eingesperrt gewesen. *Rein* ins Gefängnis möchte ich nicht, aber drin gewesen sein. Font wird natürlich nicht gönnerhaft behandelt, und Dr. Hamza spielt sich auch nicht gönnerhaft auf; zwischen den beiden verläuft eine Mauer der Sympathie.

Ich ging also, wie gesagt, zum Snooker-Club, stellte mich hinter die Bar und schaute Font beim Saugen der Teppiche zu. Auf Fonts Gesicht liegt ein Ausdruck permanenter Verwunderung, sodass man ihm immerzu Fragen beantworten will, die er nicht gestellt hat. Wie er mit hochgezogenen Augenbrauen und weit aufgerissenen Augen den Staubsauger über die Teppiche manövriert und in die kniffligen Winkel zwischen den Tischen zu kommen versucht, erweckt er den Anschein, als würde er, wenn er mit der Maschine doch nur in *diese eine* Ecke käme, die Antwort auf das finden, was ihm jetzt solches Kopfzerbrechen bereitet.

«Für dich auch ein Draught Bass, Font?»

«Ja, okay.»

Ich öffnete zwei Flaschen ägyptisches Stella-Bier, füllte ein großes Glas damit und rührte so lange um, bis alle Kohlensäure entwichen war. Dann gab ich einen Schuss Wodka und etwas Whisky hinzu. Besser konnte man ein echtes Draught Bass nicht imitieren.

Von der Edgware Road in London geht eine Straße ab, auf der früher ein paar Teddy Boys, irische Arbeiter und

andere Randgrüppchen auf dem Gehweg gewürfelt haben. Wir Ägypter sind Spieler. Wo auch immer Ägypter zusammenkommen, kann man sicher sein, dass sie früher oder später um Geld spielen. Es geht uns nicht darum, Geld zu gewinnen oder so; wir spielen einfach gern. Wir sind faul, und wir lachen gern. Nur wenn wir spielen, sind wir hellwach und strengen uns an. Font und ich haben auf diesem Gehweg damals viel Geld gemacht und sind damit zu einem Silberschmied in der Edgware Road gegangen, um die zwei silbernen Bierkrüge zu kaufen, die wir jetzt im Snooker-Club hinter dem Tresen aufbewahren. Wir haben unsere Namen eingravieren lassen und geschworen, nie etwas anderes als Draught Bass daraus zu trinken. Jetzt füllte ich die Krüge mit meiner Spezialmischung und wartete, dass Font den Staubsauger ausschaltete.

«Gar nicht übel», sagte Font. «Wie viel hast du gemacht?»

«Ungefähr zwei Pints für jeden.»

«Davon werde ich den ganzen Tag hübsch betrunken sein.»

«Ich werde heute auch hierbleiben», sagte ich.

Wäre Font nicht so einsam gewesen, hätte er sich niemals mit mir unterhalten. Aber er war einsam und wollte etwas mit mir besprechen; das wusste ich, andernfalls hätte ich mich gehütet, einfach herzukommen und mit ihm zu plaudern.

«Unser eigentliches Problem», sagte er (und wenn Font von sich und mir als «uns» spricht, bedeutet das, dass er gut auf mich zu sprechen ist), «besteht darin, dass wir dermaßen englisch sind, dass einem speiübel wird. Wir haben keine eigene Kultur.»

«Sprich für dich», sagte ich. «Ich kann mit den Besten der Ägypter Witze reißen.»

«Vielleicht hast du recht», sagte er. «Vielleicht ist unsere Kultur ein einziger Witz.»

«Nein, Font, das ist sie nicht. Wir haben nur nie richtig Arabisch gelernt.» Genau so muss ich mit Font reden. Ich muss ihm widersprechen, jedenfalls zu Anfang eines jeden Tags, den wir zusammen verbringen, und ich muss langsam sprechen, weil er mir sonst vorwirft, dass es mir wichtiger wäre, eloquent zu sein, statt ein ganz normales Gespräch zu führen.

«Was meinst du dann damit, dass Witze reißen Kultur ist?»

«Ich meine», antwortete ich «was den Bewohnern der Westindischen Inseln ihr Calypso ist und den amerikanischen Farbigen ihr Gospel und ihr Jazz, das ist den Ägyptern der Witz. Im Grunde», redete ich weiter und sagte einfach, was mir in den Sinn kam, weil mir Font dann abnimmt, dass ich es ernst meine, «ist Witze erzählen genauso Kultur wie Orgelspielen.»

Ich füllte unsere Krüge mit Bass auf und sorgte für Nachschub. Font überdachte, was ich gerade gesagt hatte. Manchmal sage ich solche Sachen und kurze Zeit später klingen sie gar nicht mehr so lächerlich wie in dem Augenblick, in dem ich sie ausspreche.

Es war schon nach elf, und die ersten beiden Gäste kamen: Arevian und Doromian, zwei reiche Armenier, denen das Schuhgeschäft im Erdgeschoss gehörte. Zwei fette schmierige Typen mit Sinn für Humor.

«Guten Tag, Guten Tag, die Herren Professoren», sagten sie zu Font und mir (für sie ist Fonts Abschluss stets

Grund zur Belustigung). «Wir sind hier, um Ihnen mit unserem Murmelspiel eine kleine Freude zu bereiten, Professor Doktor Font. Der Sinn unseres bescheidenen Lebens besteht darin, Ihren klugen Augen mit unseren kindischen Anstrengungen etwas Unterhaltung zu bieten, damit sich ihr Geist mit anspruchsvollen Dingen beschäftigen kann.» Sie verbeugten sich vor Font und deuteten einen Handkuss an – in Regierungskreisen ein alter Brauch.

«Sieh sie dir an», sagte Font, «sie zahlen diesem armen Schlucker unten im Monat sechs Pfund für zwölf Stunden Arbeit jeden Tag, und dann kommen sie her und verspielen Tausende, als wäre es Spielgeld.

«Verzeihen Sie uns, Herr Doktor, verzeihen Sie uns», flötete Doromian. «Wenn unser Hassan zumindest einen einfachen Abschluss aus Heidelberg oder von der Sorbonne hätte, würden wir ihm ... acht Pfund zahlen.»

Als ich sagte, sie seien die Besitzer des Schuhgeschäfts im Erdgeschoss, habe ich mich nicht präzise genug ausgedrückt. Das Geschäft gehört nur einem der beiden, der andere hat es verspielt. Sie spielen um gigantische Beträge, und wenn alles Geld aufgebraucht ist, spielen sie um ihren Anteil am Geschäft. Sie leihen einander nie Geld. Ich weiß noch, wie Doromian einmal alles verloren hat, sogar seinen Wagen, und Arevian sich geweigert hat, ihm auch nur das Geld für die Straßenbahn zu leihen.

Font legte ihnen die Snookerkugeln hin. Ich hatte zwei Pints von dem Bass geleert, das mir ein wohliges Gefühl verschaffte und meinem orientalischen Hirn gestattete, sich mit unorientalischem Kram wie Font zu beschäftigen oder mit anderen Fonts, die ich mal gekannt habe, und auch mit dem Font, der ich selbst manchmal bin. Fonts,

die im Viktorianischen Zeitalter Ägyptens keine Keir Hardies, sondern Jimmy Porters sind; Fonts, die im Klassenkampf keine Revolutionäre oder Anführer sind, sondern die geschliffenen Diamanten der englischen «Linken», einsam und in der sich anbahnenden Revolution der arabischen Welt völlig ohne Glanz.

Einerseits diese Gedanken und andererseits das Glück, im Groppi's zu sitzen und kostenlos Whisky zu trinken oder in den Snooker-Club zu kommen und in Reichweite der Flaschen zu sitzen. Und wie ich das so dachte, griff ich nach der Flasche Martell und führte sie mit Schwung zum Mund. Das Leben war gut.

Font kam zurück, wegen des Bass waren seine Brauen nicht mehr so hochgezogen. Er fragte, ob ich Didi Nackla nach London noch mal wiedergesehen hätte.

«Nein», sagte ich.

«Ich habe gestern Edna und Levy getroffen», fing er an. «Sie kommen heute Abend zu mir. Und du kommst auch.»

Levy und Edna ... und Font. Ich wünschte, sie würden alle das Land verlassen und mich in Ruhe lassen. Levy und Edna, vor allem Edna. Ich drehte mich weg und wollte die Flasche ein zweites Mal ansetzen, als er mich davon abhielt.

«Hör auf, dich wie ein verdammter Idiot aufzuführen», sagte er.

Ich seufzte und trank stattdessen mein Bier.

«Ich habe Edna ewig lange nicht gesehen.»

«Du kannst sie heute sehen.»

«Will ich aber nicht.»

«Na dann komm halt nicht.»

«Du weißt ganz genau, dass ich komme», sagte ich.

Er grinste.

«Ich hoffe, wir wandern alle ins Gefängnis», sagte ich. «Irgendwo am Roten Meer. Wir vier. Dann hast du tatsächlich mal einen Grund, wütend zu sein. Ich sehe es genau vor mir, wie du dann verdattert die Augenbrauen hochziehst, bis sie dir am Hinterkopf hängen.»

«Was meinst du damit?», fragte er. «Warum sollten wir ins Gefängnis wandern?» Wieder zog er die Augenbrauen hoch. «Bist du in irgendwas verwickelt ...?»

«Nein», sagte ich.

«Ram...»

«Wie oft soll ich es dir noch sagen? Nein.»

Ich sehnte mich danach, Edna wiederzusehen. Ihr langes rotbraunes Haar und ihre großen braunen Augen. Wir würden beide auf dem Boden sitzen, ich im Schneidersitz hinter ihr, und ich würde ihr die Haare kämmen, langsam, Strähne für Strähne, dann das Haar teilen und ihr schließlich zwei lange Zöpfe flechten, die Enden jeweils mit einem Stück Schnur zusammengebunden.

«Reden wir lieber über was anderes», sagte ich. «Komm, trinken wir noch ein Bass.» Ich teilte das restliche Bass zwischen uns auf und sah, wie Fonts Augenbrauen nach oben wanderten, bevor er redete.

«Hast du gelesen, was er getan hat?»

«Wer?»

«Gaitskell.»

«Gaitskell. Gaitskell! Font, zum Teufel noch mal, glaubst du, mich interessiert, was ...» Und da sah ich die Einsamkeit in seinem Gesicht. «Ja, ich weiß», sagte ich. «Was hast du erwartet? Wenn man so viele Jahre lang Politiker ist, wird man am Ende einer.»

«Das ist nicht wahr», schrie er, «sieh dir Konni Zilliacus an, sieh dir Fenner Brockway an ...»

«Hör auf, hier rumzuschreien, Font.» Drei Männer waren gerade reingekommen und schauten uns an. «Geh schon», sagte ich. «Geh und pack denen ihre Kugeln hin.» Er nahm irgendwelche Schlüssel, die hinter der Bar lagen, und ging schwankend auf sie zu. Ich betrank mich. Ich nahm wieder einen großen Schluck Martell und steckte mir eine Zigarette an.

Font merkt nicht, wie lächerlich es ist, dass ein Ägypter in Kairo sitzt und sich über Gaitskells Position zur atomaren Bewaffnung Englands aufregt. Gut, anfangs hatte er sich zwar über die ägyptische Innenpolitik aufgeregt, aber das war auch lächerlich, genauso lächerlich, wie es ein Glückspilz wie James Dixon zu Dickens Zeiten gewesen wäre. Das war, als würde man versuchen, einen Kuchen zu glasieren, der noch im Ofen war. Font weiß, wie man eine glatte Kuchenoberfläche hinkommt, sie mit Glasur überzieht und mit der neuesten Deko verziert, aber wie man den Kuchen bäckt, weiß er nicht. Darum muss er warten, bis Nasser ihm den Kuchen bäckt, bevor er ihn auf seine Art verfeinern kann – und er ist sich nicht sicher, ob man ihm das überhaupt erlauben wird, weder jetzt noch später. In der Zwischenzeit sitzt er herum und äußert zu jedem Kuchen seine Meinung und hofft, dass der ägyptische oder der arabische Kuchen auch die richtige Form hat, wenn er fertig ist.

Ich habe die blöde Angewohnheit, manchmal plötzlich loszulachen. In meiner Phantasie habe ich den Kuchen tatsächlich vor mir gesehen, und obendrauf war er nicht so schön glatt und ebenmäßig, wie ich ihn mir gewünscht

hätte. Ich sah vor mir, wie ich hier und da davon naschte. Inzwischen war ich natürlich betrunken, und die Kuchen-sache war sehr witzig, vor allem das mit dem Naschen. Ich lachte laut los.

«Hey, Professor», rief Arevian, «unterhalten wir Euch auch gut, Eure Erhabenheit?»

«Hast du Gaitskell je kennengelernt, Arevian?», rief ich zurück.

«Klar», antwortete er und versenkte eine Kugel. «Gaitskellnier, der große Armenier.»

«Und Dr. Summerskillier und Lord Stansgatier und Kingsley Martinier; kennst du die auch alle?»

«Hab mit den allen Snooker gespielt», sagte er.

Ohne Font anzusehen, verließ ich den Snooker-Club. Ich war mal wieder betrunken und wollte mir eine Aufgabe suchen, bevor ich depressiv wurde. Ich nahm irgend-einen Bus nach Hause.

Wir haben eine schöne Wohnung mit Blick auf den Nil vor Zamalek. Es ist komisch, aber ich habe meine Mutter nie gefragt, wie viel Geld sie hat. Wir haben diese schöne Wohnung und scheinen so gut zu essen wie eh und je.

«*Tu as essayé de t'employer?*», fragte sie.

«*Penses-tu.*» Natürlich sprach sie Französisch, und sie sagte *t'employer*, nicht *chercher du travail*.

Ich arbeite nicht. Seit ich aus Europa zurück bin, habe ich nicht gearbeitet. Was nicht so klingen soll, als ob ich Geld hätte; ich habe kein Geld, und ich habe auch keinen Vater, der mich unterstützen könnte. Einen Vater zu haben ist in Ägypten überhaupt eine Seltenheit. Unsere Mütter sind alle rechtmäßig verheiratet und so, aber ihre Ehemänner

sterben jung, das Durchschnittsalter liegt irgendwo bei fünfunddreißig. Im Alter von vier gab mich meine Mutter in die Obhut ihrer Eltern. Als ich sieben war, lebten drei verwitwete Tanten und acht Waisen im Haus meiner Großeltern (durch Menschen wie sie wird das Durchschnittsalter ein wenig angehoben). Mir war nie in den Sinn gekommen, dass zwar meine Tanten sehr reich waren, meine Mutter aber nicht. Ich dümpelte auf der Woge des Wohlstands dahin. Ich war genauso gut gekleidet wie die anderen Waisen und besuchte dieselbe Schule. Machte einer der Waisen seinen Abschluss, wurde er teuer ausgestattet und nach England, Frankreich oder in die Schweiz geschickt. Als ich aber an der Reihe war, wies mich eine Tante nach der anderen ab, und ich musste einsehen, dass der Geldhahn zgedreht war und ich über keine eigenen Mittel verfügte. Jetzt zapfe ich meine alten Schulfreunde an. Warum auch nicht, sie würden es genauso machen. Ehrlich gesagt finde ich das Wort «Schmarotzen» genauso widerlich wie Font. Wenn ihr die Wahrheit wissen wollt, bin ich in dem Glauben zurückgekommen, dass unter Nasser endlich ein anderer Wind wehen würde und das mit den Zapfhähnen nicht mehr nötig wäre. Ich hätte damals auch gearbeitet, wenn ich genauso viel Geld verdient hätte wie meine Freunde. Aber wie die Dinge liegen, müsste ich meine reichen Freunde verlassen, wenn ich arbeiten würde, und ich *mag* meine Freunde.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de